

George Steiner, aufgewachsen in einer gutbürgerlichen österreichisch-jüdischen Familie in Paris und New York, lehrte vergleichende Literaturgeschichte an renommierten Universitäten und gehört zu den bedeutendsten Universalgelehrten unserer Zeit. Konsequenterweise hat er die enge Spezialisierung abgelehnt und in seinem umfangreichen Werk nicht nur Sprache und Literatur, sondern auch Philosophie, Religion, Musik, Kunst und Geschichte behandelt. So sind auch seine so geistvoll wie amüsant erzählten Erinnerungen zugleich weit gespannte Betrachtungen zu zentralen Fragen der Kunst, Kultur und Geschichte des vergangenen Jahrhunderts und eine kritische Auseinandersetzung mit den Widersprüchen der modernen Welt.

George Steiner, geboren 1929 in Paris, lehrte in Princeton, Genf und Cambridge; seit 1994 hat er den Lord Weidenfeld-Lehrstuhl für Komparatistik an der Universität Oxford inne. Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a.: ›Die Antigonon. Geschichte und Gegenwart eines Mythos‹ (1988); ›Martin Heidegger‹ (1989); ›Von realer Gegenwart‹ (1990); ›Der Garten des Archimedes‹ (1997).

George Steiner

Errata

Bilanz eines Lebens

Aus dem Englischen
von Martin Pfeiffer

Deutscher Taschenbuch Verlag
München 2002

logie von Form und Inhalt ist – in der Musik ist Form Inhalt und Inhalt Form –, das sind verkürzte Bekräftigungen zutiefst empfundener, aber nicht vernunftmäßig begründeter Wahrheiten. Wer kann »die Seele« definieren? Aber wer begreift nicht intuitiv Shakespeares Warnung bezüglich derer, die »keine Musik in ihrer Seele haben«, eine Warnung, die sich in der Bezeichnung »Seelenmusik« kristallisiert?

Ich vermeide den Versuch, mir die Zwänge, das menschliche Leid, das durch Blindheit verursacht wird, auch nur vorzustellen, aber ich frage mich: würde (wird?) nicht Taubheit die dunklere Dunkelheit sein?

Meine Mutter, die so wienerisch in ihrer Art war, begann gewohnheitsmäßig einen Satz in der einen Sprache und beendete ihn in einer anderen. Ihr schien nicht bewußt zu sein, welche verwirrenden Modulationen und Verschiebungen der Absicht das hervorrief. Sprachen flatterten durch das Haus. Englisch, Französisch und Deutsch im Eßzimmer und im Salon. Das »Potsdamer« Deutsch meines Kindermädchens im Kinderzimmer; Ungarisch in der Küche, wo durch Zufall oder mit Absicht eine Folge von Magyarinnen – ich habe sie als voluminös und choleric in Erinnerung – die Lieblingsgerichte meines Vaters zubereiteten. Ich habe keine Erinnerung an eine erste oder grundlegende Sprache. Spätere Versuche, so etwas aus mir herauszuholen, haben sich ebenso wie psychologische Tests, wie die Hypothese, daß die Sprache, in der ich aufschrie, als ich zusammen mit meiner Frau einen Autounfall hatte, die sprachliche Basis sein müsse, als sinnlos erwiesen (selbst in Augenblicken von Panik oder Schock ist die verwendete Sprache kontextbedingt, sie ist die des Gesprächspartners oder der Gegend). Ob in täglichem Gebrauch oder beim Kopfrechnen, im Leseverstehen oder beim Diktieren, Französisch, Deutsch und Englisch sind mir in gleicher Weise Muttersprachen gewesen. Fast immer träume ich einfach in derjenigen Sprache, in der ich gerade gesprochen habe, die ich am Tage vorwiegend gehört habe. Es ist, als sei selbst das semantische Unterbewußte auf eine irgendwie naheliegende und materielle Weise sprachlich von den Umständen abhängig.

Ganz selbstverständlich gibt es ein vorübergehendes Nachlassen in der flüssigen Beherrschung, in lexikalischer oder grammatischer Unmittelbarkeit und Verfügbarkeit, wenn ich längere Zeit außer Hörweite, ohne regelmäßige Ansprache in der einen oder anderen meiner drei »Muttersprachen« gewesen bin. Darüber hinaus kann es unfreiwillige Interferenzerscheinungen geben, wenn sich die eine Sprache dazwischenschiebt und mitten in der anderen auf dem Vorrang beharrt. Das fühlt sich an wie eine brüske Träne in einem Gitter aus changierender Seide. Die benötigte Redensart, die syntaktische Wendung scheint plötzlich der anderen Sprache zu entspringen. Gewöhnlich befinden sich die drei jedoch in Parität und halten, wenn erforderlich, ihren unbeeinträchtigten Abstand voneinander. Ich habe mein Leben dreisprachig verbracht. Alle anderen Sprachen, in denen ich mich verständlich machen oder die ich lesen kann, sind später hinzugekommen, im gewöhnlichen Prozeß der Aneignung.

Im Gegensatz zu ungenauer Meinung ist eine derart polyglotte Situation keineswegs selten. Zahlreiche Kulturen und Gesellschaften sind durchgehend zweisprachig – beispielsweise in benachbarten Regionen von Schweden und Finnland, in Malaysia, in hispanischen Gemeinschaften Nordamerikas. Dreisprachigkeit ist ungewöhnlicher, aber sie existiert. Man findet sie in Friaul, in jenen Tälern an der Grenze zwischen der Schweiz und Nordostitalien, wo lokale Formen von Romansch, Standarditalienisch und Friaulisch (dem Medium, das Pasolini so liebte) verbreitet sind, vermutlich von frühester Kindheit an. Während langer Phasen der Geschichte mußten die Menschen zweisprachig sein und sich in ihrem lokalen Idiom – das von Patois und Dialekt bis hin zu sprachlicher Autonomie reichen kann, wie dies beispielsweise bei der in Bergamo gesprochenen Sprache der Fall ist – wie auch in der politisch-ökonomisch dominierenden *lingua franca* verständigen. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts teilten die Gebildeten in ganz Westeuropa, aber auch in Warschau oder in Prag, ob sie nun Gelehrte, Philosophen, Geistliche, Naturwis-

senschaftler, Juristen, Diplomaten, Politiker oder Literaten waren, miteinander das Lateinische, wenn sie einen Diskurs führten, während sie zugleich ihre eigene Volkssprache praktizierten. Es wäre faszinierend zu wissen, ob Latein oder Englisch die Sprache war, in der Newton innerlich analysierte und seine Axiome erstmals verbalisierte (konzeptualisierte). Spinoza und Leibniz taten dies nahezu mit Sicherheit auf Latein. Viele von den Verworrenheiten, die sich aus der Erkenntnistheorie von Descartes ergeben, rühren daher, daß Latein die erste Sprache seiner Meditationen war, daß sich die Übersetzung in seine Muttersprache Französisch auch für ihn selbst als dornig erwies. Andererseits gibt es in dem Orgelton-Englisch des *Verlorenen Paradieses* oder in Miltons Prosa kaum eine Passage, die nicht von dem lateinischen Substrat und von dem bereichernden Beitrag anderer Sprachen (darunter das Italienische) zeugt.

Dies sind sichtbare Gipfelpunkte. Für uns weitgehend verloren, aber zweifellos allgegenwärtig war die Rolle der Vielsprachigkeit aller Art und Schattierung im Tagesgeschäft, in der sozialen Struktur, in Entwicklungen von Sensibilität gewöhnlicher menschlicher Erfahrung rings um den Erdball. Es mag durchaus sein, daß ein authentisch einsprachiges Bewußtsein historisch und kulturell die Ausnahme ist. Sprachlicher Chauvinismus und die Überhöhung der offiziellen Nationalsprache und ihrer mythischen Wurzeln kommen spät. Im europäischen Fall sind sie kaum älter als das 16. Jahrhundert. Die heutige planetarische Vorherrschaft des Anglo-Amerikanischen, auf die ich noch zurückkomme, ist ein Krisenphänomen, welches die Natur der Sprache und der menschlichen Beziehungen in ihrem Kern verändert. Ironischerweise führt auch dies jetzt zu einem erzwungenen Bilingualismus (der Muttersprachler muß sowohl seine eigene Sprache als auch das Anglo-Amerikanische können).

Das Problem ist von höchster Bedeutung. Sogenannte progressive Doktrinen der Kindererziehung und Kinderpsychologie haben sich vor allem in den Vereinigten Staaten gegen

jede frühe Mehrsprachigkeit ausgesprochen. Der mehr oder weniger bewußte Chauvinismus und der Druck zu ethnischer Integration, die in dieser Pädagogik am Werk sind, sind offensichtlich. Das Kind soll in einen einsprachigen Bürger verwandelt werden, ihm soll seine Einwanderervergangenheit ausgetrieben werden, es soll von dem sozial und beruflich hinderlichen Erbe gereinigt werden, das ihm fremde und mindere Kulturen hinterlassen haben. Ein standardisiertes amerikanisches Englisch, durchgehend von Geburt an, wird den Zugang zur Stufenleiter des Patriotismus und des Erfolges sicherstellen, zu jener Hegemonie von Werten und Wünschen, welche der entsetzlich nachahmbare *American way of life* mittlerweile über so große Teile der Erde ausübt. Doch der Bildungspsychologe zielt tiefer. In ihrer konsequenten Version besagt die Argumentation, daß Mehrsprachigkeit von einem frühen Alter an in der heranwachsenden Psyche Verwirrung erzeugen wird; daß sie zu Persönlichkeitsstörungen führen kann, die von harmloser Verwirrung bis zu so etwas wie regelrechter Schizophrenie reichen. Aufgeteilt und verwirrt zwischen verschiedenen Sprachen wird der Geist, werden die Bande kohärenter Identität beim Kind zum Teil oder insgesamt gelöst. Die Selbsterkenntnis wird durch konfligierende Bewußtseinsströme verdunkelt werden. Und was nicht weniger schädlich ist, das Kind und das reife Individuum werden es immer schwieriger finden, sich seiner *peer group* und seinem nationalen Erbe anzupassen. Sich selbst ein Fremder, mag der sprachlich unzentrierte Mensch unbehaust bleiben inmitten seines Gemeinwesens amerikanischen Stils, welches liberal, egalitär und materiell gesegnet ist.

Meines Erachtens grenzt diese Auffassung an Idiotie. Wird sie angewendet, dann entwertet und domestiziert sie den menschlichen Geist. Dennoch zeugt sie von einem uralten Trauma. Von jenem Geschehen in Babel.

Anthropologen und Ethnologen lehren uns, daß fast keine Kultur, keine ethnische Gemeinschaft bekannt ist, deren Mythologie nicht irgendeine Form des Babel-Motivs enthält. Ge-

wissermaßen in die menschliche Mentalität eingegraben, in die Erzählungen, welche historische und soziale Identität definieren, ist die Erinnerung an eine uranfängliche Trennung, an eine brutale Entwöhnung. Bei der Schöpfung war die Menschheit mit einer einzigen Sprache gesegnet. Dieses adamische Esperanto war im Hinblick auf Wahrheit und die Welt tautologisch. Das bedeutet, daß die Objekte, die Bedingungen von Wahrnehmung und Aussage, die der Realität begegneten, genau, eins-zu-eins, wie in einer lösbaren Gleichung, mit den Termini übereinstimmten, die zu ihrer Benennung und Beschreibung verwendet wurden. Adam benennt alle lebendigen Geschöpfe, er gibt ihnen einen Namen. Diese Namen wiederum sind eine exakte und vollständige Beschreibung ihres Wesens. Es kann kein Mißverstehen geben, von Falschheit ganz zu schweigen. Auf seiner Skala, welche derjenigen Gottes entspricht, spricht der Mensch das Sein; er verleiht der Form Sinn, wie es das *fiat* des Schöpfers tat. Diese Semantik der gestaltgebenden Wahrheit, der absoluten Übereinstimmung zwischen Wort und Welt befähigt Sterbliche dazu, die Sprache Gottes oder die der Götter zu verstehen, auf sie zu antworten. In zahlreichen Mythologien erstreckt sich diese kommunikative Unmittelbarkeit auf das Tierreich. Auch wenn sie selbst rudimentär und im wesentlichen mimetisch ist, ist die Sprache von Vögeln und Vierbeinern für den Menschen verständlich. Ein Netz von vereinheitlichender Artikulation, von gemeinsamem Sinn entfaltet sich aus der Schöpfung – die ihrerseits nicht nur in der jüdischen Kosmologie ein Sprechakt ist. Die Grenzen der Welt sind in der Tat, wenn auch in einem anderen Sinne als bei Wittgenstein, die Grenzen der Sprache. Die Darstellung ist sowohl total als auch wahrheitsgemäß.

Das Unheil bricht herein. Die Katastrophe kann von unterschiedlichster Art sein. In einer Reihe indianischer Erzählungen wird ein heiliges, ein Totemtier zufällig oder mit Absicht getötet. In anderen, weit verstreuten Kulturen ist die Ursache Inzest oder die Verletzung eines anderen urtüm-

lichen Tabus. Das Szenario der Schuld verweist darauf, daß der Mensch auf unrechtmäßige Weise Wissen erwirbt, ein höchstes Geheimnis, welches allein den Göttern oder Schutzgeistern vorbehalten ist (dies ist ein typisches hebräisch-hellenisches Thema). Die Sage von Babel in der Thora, eine der bruchstückhaftesten und rätselvollsten im Kanon, spricht von Hybris, von einer prometheischen Arroganz, die auf das verborgene Gefüge des Himmels zielt. Erinnert der hohe Turm an die astronomischen Observatorien der babylonischen Zikkurat?

Ganz gleich, welches genau die Sünde war, die Vergeltung ist zermalmend. Die große Schlange, welche die Schöpfung umschlungen und harmonisiert hatte, wird in unzählige Stücke geschnitten. Der Turm wird zu Staub zerschmettert. Das sind die Bilder eines größeren Bruches. Der *Homo sapiens sapiens* spricht nicht mehr eine einzige, »wahrheitsfunktionale« Sprache. Ein abscheuliches Geplapper verpestet seine Werke und Tage. Er steht nicht mehr in ontologischer Übereinstimmung mit den Fakten der Welt. Wort und Objekt, Gedanke und Artikulation, Gefühl und Mitteilung greifen nicht mehr organisch ineinander. Von nun an gibt es dauernde, ungreifbare Lücken zwischen Signifikant und Signifikat, zwischen Intention und ausgeführter Form. Wir können nie alles sagen, was wir wollen, wir können nie die verbale Beschreibung oder Analyse von einem möglichen Halbschatten von Zweideutigkeit, von unvollständigen oder privaten Werten und Konnotationen reinigen, die letztlich unausdrückbar sind. In dem Adjektiv »unaussprechlich« vibriert dunkel diese Ahnung einer ungelösten, gedämpften Dringlichkeit. Selbst dort, wo er am gewissenhaftesten oder erleuchtetsten ist, arbeitet der Diskurs mit Annäherungen. Wir sind nicht mehr völlig zu Hause in unserem Sagen.

Zugleich verwandelt sich der Dialog mit dem Göttlichen in den unbeantworteten Monolog des Bittens. Er ist nicht mehr Widerhall oder Empfänger des WORTES. Jede große theologisch-metaphysische Tradition spricht von einer Zeit, in der

das direkte Gespräch mit Gott und den Quellen des Seins aufhört. Prophetie schrumpft zu Vorhersage. Seher werden zu Wahrsagern. Nur die seltensten Heiligen oder Heroen, ein heiliger Franziskus, ein Siegfried, können jetzt noch mit den Kreaturen des Feldes oder des Waldes Zwiesprache halten. Die Sprache hat sich in die Bezirke dessen zurückgezogen, was lediglich menschlich, lokal und funktional ist.

Diese Bezirke sind überdies *incommunicado*. Wie die Babel-Mythen deutlich machen, stehen Nationen, Stämme und Gemeinschaften einander jetzt in gegenseitigem Unverständnis gegenüber. Jeder lauscht den Lautäußerungen des anderen, so als bewegten die Geistesschwachen oder Gestörten die Lippen. Die Konsequenzen waren unkalkulierbar. Wechselseitiges Nichtverstehen züchtet Verachtung. Das griechische Wort *Barbaros* verspottet diejenigen, deren Sprache abstoßend unverständlich ist. Auf Verachtung kann ethnischer Haß folgen. Auf höherer Ebene geraten Versuche, die Wahrheit aufzusuchen, sie zu formulieren und zu lehren – das philosophische Unternehmen –, in den Nebel der Sprache(n). Spinoza versichert, daß Irrtum, Kontroverse und gegenseitige Mißdeutung unausweichlich aus der Unfähigkeit verschiedener Sprachen hervorgehen, jeweils das Vokabular und die Grammatik der anderen Sprache richtig zu begreifen und zu übersetzen. Wo die göttliche Schöpfung ein nahtloses Kleid des Wahrheitsprechens gewoben hatte, hat die Katastrophe von Babel ein Flickengewand von Annäherungen, Mißverständnissen, Lügen und Beschränktheiten hinterlassen. Hervorragende Geister haben die Menschheit dazu gedrängt, Babel rückgängig zu machen. Gibt es für den gemeinschaftlichen Gebrauch irgendeine Sprache, in welcher Spuren des Adamischen, der universellen Wahrheit gegenüber dem Sein, erhalten sind? Das Hebräische, das Griechische und das Chinesische haben ihre Verfechter gehabt. Läßt sich eine neue vereinheitlichende, allumfassende Sprache aufbauen – ein Leibnizscher Symbol-Calculus, ein Esperanto, ein Computer-Code? Selbstverständlich ist die naheliegende Antwort auf un-

sere ökonomisch und sozial zersplitterten, verschwenderischen, ja gefährlichen sprachlichen Verhältnisse die Übernahme einer planetarischen Sprache – das heißt eines *Basic American English*. Der Nutzen einer derartigen Standardisierung ist phänomenal: nicht nur an der ökonomisch-naturwissenschaftlich-technologischen Front, wo sie bereits weitgehend in Kraft ist, sondern auf der lebensnotwendigen Ebene eines besseren Verständnisses zwischen Rassen, Nationen und Ideologien. Chinesische und russische Bevollmächtigte verhandeln in amerikanischem Englisch; ebenso verfahren Araber und Israeli. Der alte Fluch kann (muß) aufgehoben werden.

Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal Genesis 2 falsch gelesen habe. Lange vor Freud haben Mythographen gewußt, daß Fabeln ihren ursprünglichen, urtümlichen Sinn verbergen können; daß sie ihn sogar vollständig umkehren können. Gefesselt von dem Spiel und dem Wunder der Sprachen, hatte ich schon als Kind das Gefühl, daß die Geschichte von Babel eine »Verhüllung« sei; daß sie einen älteren und wahren Sinn umkehrte. In dem Bemühen, die kosmische Monarchie Gottes zu verherrlichen, hatten sich die Stämme versammelt, um einen erhabenen Wolkenkratzer zu errichten, einen Wendeltreppenaufstieg, der ihre Verehrung näher an seine himmlische Allmacht heranführen konnte. Zum Lohn für diese verehrungsvolle Arbeit hatte der Herr, wenn auch in Seiner etwas brüskten und verhüllten Weise, dem Menschen das inkommensurable Geschenk der Sprachen zuteil werden lassen. Er hatte Männern und Frauen das Licht, den unerschöpflichen Reichtum von Pflanzengestalten geschenkt. Weit davon entfernt, ein Fluch zu sein, stellte das über die menschliche Spezies ausgeschüttete Füllhorn verschiedener Sprachen einen Segen ohne Ende dar. Wenn man nur einen Augenblick nachdachte, wurde das gewiß offensichtlich.

Unsere biologisch-somatische Verfassung ist durch und durch begrenzt. Sie wird am Ende durch persönliche Auslöschung abgeschlossen. Beständig ist sie Schwäche, Krankheit, Verfall und Beschränkung ausgesetzt. Das Neugeborene ist alt

genug, um zu sterben (Montaigne). Eine abgenutzte, aber begründbare Rhetorik beharrt auf der Kürze, der Primitivität, der Häßlichkeit oder der grundsätzlichen Langeweile des Lebens der großen Mehrzahl, auf der »stillen Verzweiflung«, wie es Thoreau formulierte (und nicht immer ist sie still), die mit Ausnahme außergewöhnlicher Stunden, Illusionen oder Epiphanien jeder gewöhnlichen *vita* eigen ist. Ein unwiderleglicher Realismus ermächtigt das archaische griechische Postulat, wonach es »das Beste ist, nicht geboren zu werden, und das Nächste Beste, jung zu sterben«, da das Alter mit so sehr wenigen Ausnahmen ein übelriechender Verfall ist, eine Inkontinenz von Geist und Körper, wundgescheuert durch die Erinnerung an das Unerfüllte.

Was ist dann der Urquell unserer unauslöschlichen Hoffnungen, unserer Ahnungen von Zukünftigkeit, unserer nach vorn gerichteten Träume und Utopien im öffentlichen und privaten Bereich? Woher das strahlende Ärgernis unserer Investitionen in das Morgen, das Übermorgen? Welches ist die Quelle der »Lebenslüge«, der Spekulation auf das Unwahrscheinliche, welche die meisten Individuen und Gesellschaften trotz ständig wiederkehrender Ausnahmen dazu veranlaßt, die Logik der Verzweiflung und des Selbstmordes zu verwerfen? Kurz gesagt: von wo erhebt sich die Flut des Begehrens, der Erwartung, einer Obsession von reinem Sein, welche den Schmerzen, der Treitmühle von Sklaverei und Ungerechtigkeit, der Massaker, aus denen die Geschichte besteht, trotzt?

Es ist meine Überzeugung, daß diese Befreiungen von den Zwängen des Physischen, von der leeren Mauer unseres eigenen Todes und einer scheinbaren Ewigkeit persönlicher und kollektiver Enttäuschung in entscheidendem Maße sprachlicher Natur sind. Biologisch-sozial sind wir in der Tat ein kurzlebiges Säugetier, das wie alle anderen Arten für die Auslöschung gemacht ist. Doch wir sind ein *Sprach-Tier*, und diese eine Gabe ist es, welche mehr als jede andere unseren ephemeren Zustand erträglich und fruchtbar macht. Dadurch, daß sich in der menschlichen Sprache – es mag dies spät gesche-

hen sein – Konjunktive, Optative, kontrafaktische Konditionalformen und die Zukünftigkeiten des Verbs entwickelt haben (nicht alle Sprachen haben Zeitformen), ist unser Menschsein definiert und garantiert worden. Weil wir fiktive oder mathematisch-kosmologische Geschichten über ein Universum erzählen können, das eine Milliarde von Jahren vor uns liegt; weil wir, wie ich sagte, über den Montagmorgen nach unserer Einäscherung diskutieren, ihn uns vorstellen können; weil »wenn«-Sätze (»wenn ich in der Lotterie gewinne«, »wenn Schubert ein hohes Alter erreicht hätte«, »wenn ein Impfstoff gegen AIDS entwickelt wird«), nach Belieben ausgesprochen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft leugnen, neu aufbauen oder verändern und dabei die Determinanten pragmatischer Realität *anders* abbilden können, lohnt es sich weiterhin, diese Existenz zu erfahren. Hoffnung ist Grammatik. Das Geheimnis von Zukünftigkeit oder Freiheit – diese beiden sind eng miteinander verwandt – liegt in der Syntax. Optative, die grammatischen Modi des Wünschens, öffnen das Gefängnis physiologischer Notwendigkeit und mechanischer Gesetze. Gibt es eine konzisere Benennung für Utopia als die der französischen Verbform, die *le plus-que-parfait* heißt? Sollte man nicht in fortwährendem Staunen verharren angesichts der Fähigkeit von Präterita, die Geschichte ebenso wie die eigene persönliche Vergangenheit zu rekonstruieren? Diese wunderbare Beschaffenheit ist in der berühmten Unübersetzbarkeit des Einleitungssatzes von Prousts *A la Recherche* zusammengedrängt. Doch selbst diese Grammatologien der Emanzipation weichen dem Wunder – denn es ist gewiß nichts Geringeres – der Zukunft des englischen Verbs »to be«, dem des »shall« und des »will«, deren Artikulation den Atemraum für Furcht und Hoffnung, für Erneuerung und Innovation erzeugt, welche die Kartographie des Unbekannten sind.

Denken wir uns eine Sprache, ein Bewußtsein, die auf das Präsens, auf eine Faktizität der tautologischen, »wahrheitsfunktionalsten« Ebene beschränkt wären. Mit sarkastischer Ambivalenz preist Swift eine derartige Sprache ausdruckslo-

ser Wahrheit und weist sie zugleich den Pferden zu. Was für eine Langeweile beständigen Mittags muß die schattenlose Wahrheit der adamischen Rede gehabt haben. Wie flach ist eine Unsterblichkeit der Gegenwart. Es sind die Instrumentalitäten des Imaginären, des Unverifizierbaren (das Poetische), es sind die Potentialität von Fiktionen (Lügen) und der Syntaxsprung in künftige Tage ohne Ende, welche Männer und Frauen, welche Frauen und Männer zu Plapperern, zu Klatschmäulern, zu Dichtern, Metaphysikern, Planern, Propheten und Rebellen gegen den Tod gemacht haben.

So waren es nicht nur Schmerz, Schuld, Sterblichkeit und eine Verurteilung zu lebenslanger harter Arbeit, die mit der Verbannung aus Eden kamen. Es war die zentrale Dynamik der Hoffnung (worauf kann man im Garten, in der Disneywelt des Göttlichen, hoffen?). Zusammen mit der Musik trägt die Sprache, trägt jede Sprache diese unendlichen Ressourcen des Seins in sich. Sie ist das höchste Geschenk für den Menschen und des Menschen. Sie ermöglicht die Erbauung von Türmen, die halbwegs bis zu den Sternen reichen.

Keine Sprache ist formal gesehen meßbar. In Analogie zum Organischen unterliegt sie ständigem Wandel. Sprachen leben und sterben. Sie zeigen Epochen der Bereicherung, des Erwerbs, der politisch-kulturell-literarischen Vorherrschaft und Epochen der Abnahme und des Verfalls. Sie tendieren dazu, sich in Dialekte aufzuteilen, die autonom werden und eine neue Sprache hervorbringen können. Sie können auch von größeren, stärkeren Gruppen aufgesogen werden. Kein Lexikon und keine Grammatik fixiert oder beschreibt eine natürliche Sprache erschöpfend. Semantische Komponenten wirken häufig in zufälliger Weise aufeinander ein wie Moleküle an der Oberfläche einer Flüssigkeit.

Jede einzelne menschliche Sprache ist anders. Dies ist die überwältigende Tatsache. Jede einzelne natürliche Sprache stellt eine vollständige Welt dar. Es mag sein, daß, wie die generative Transformationsgrammatik behauptet, gewisse Tiefenstrukturen von einer gänzlich formalen, meta-mathemati-

schen Beschaffenheit Regeln und Zwänge erzeugen, die für alle Sprachen gelten. Überdies scheint es offenkundig, daß der *Homo sapiens* gewisse physiologische Merkmale entwickeln und besitzen mußte, um artikulierte Sprache hervorzubringen, zu äußern (wir brauchen alle Sauerstoff, um zu atmen). Solche angeborenen Tiefenstrukturen – die Theorie ist nach wie vor unbewiesen – und eine derartige physiologische Ausrüstung sind zweifellos »Universalien«. Sie sind axiomatisch und zugleich, was die tatsächliche sprachliche Situation angeht, trivial. Die formalen Algorithmen einer universalen Grammatik stehen zu der maßlosen Fülle und Differenzierung menschlicher Sprachen nach Babel in demselben Verhältnis wie das Ausstopfen von Tieren zu einem schreitenden Löwen.

Keine zwei Sprachen, keine zwei Dialekte oder lokalen Idiome innerhalb einer Sprache identifizieren, bezeichnen, beschreiben ihre Welten auf dieselbe Weise. Die aufbewahrten Erinnerungen, die inventarisierten empirischen Umgebungen, die sozialen Beziehungen, die von der Sprache organisiert und widergespiegelt werden (Verwandtschaft beispielsweise), die in ihrem Wahrnehmungsvokabular unterschiedenen Farben sind oft radikal, von Sprache zu Sprache, verschieden. Unmittelbar benachbarte Sprachen, selbst in derselben klimatisch-geophysikalischen Zone, können sich so stark voneinander unterscheiden, daß sie gegenseitig absolut unverständlich sind. Es gibt isolierte Sprachen innerhalb von Scharen strukturell verwandter Sprachen (beispielsweise das Baskische und gewisse Sprachen auf den Philippinen). Eine Sprache zu sprechen bedeutet, daß man einen bestimmten Welt-Schauplatz bewohnt, konstruiert, aufzeichnet – eine *mundanity* im starken, etymologischen Sinne des Wortes. Es bedeutet, eine einzigartige Landschaft in der Zeit zu okkupieren und zu durchqueren. Ein Wörterbuch ist der lebendigste und umfassendste aller Atlanten. Die Stratigraphie, die vielschichtige Herkunft eines Wortes, einer idiomatischen Wendung faßt den Lebensraum, die privilegierten oder unterdrückten Erinnerungen, die Gesetze und die Literatur einer Gemeinschaft und einer Kultur

zusammen. Denken wir an den *Littre* oder das *Oxford English Dictionary*. Sprachen bewahren mit unheimlicher Hartnäckigkeit Namen von Bäumen, von Tieren aus Ländern, die sie längst verlassen haben. Sie konservieren Konfigurationen von Sitten und Institutionen, die seit langem vergangen und für die Gegenwart nahezu unentzifferbar sind.

Es gibt keine zwei Sprachen, in denen diese Prozesse von Vererbung und Innovation dieselben sind. Je »einfacher« die Begriffe, desto undurchführbarer die Aufgabe eines absoluten Transfers. (Gibt es irgendwelche »einfachen« Begriffe, oder, wie Roman Jakobson seine sprachlosen Studenten fragte: »Was meinen Sie mit wörtlichem Sinn?«) Die aufbewahrte Erinnerung an Verfügbarkeit, ja an Fülle in dem Wort *bread* (man vergleiche die Verwendung des Wortes in der Bedeutung »Geld« im schwarzen Amerikanisch) steht an vielen Punkten in Widerspruch zu den Untertönen von Mangel, von wildem Hunger in *pain*. In dem deutschen Wort »Heimat« liegt ein unübersetzbares Übermaß an Geschichte und Mystik des Eigenen. Die präzise Andeutung von »Herz«, von einer zeremoniösen Geistesart in dem italienischen Wort *cortesia* verrät eine Anatomie des Gefühls, des gedämpften Rituals, die jetzt ausgehöhlt sind, einst aber in der toskanischen Kultur eine Schlüsselstellung innehatten. Soweit wir wissen, ist es außerordentlich selten, daß eine Sprache die Vergangenheit als etwas ortet, das »vor« dem Sprecher liegt. Von einer Indianersprache in den Hochanden heißt es, sie tue genau dies. Die Logik ist einwandfrei. Wir können die Vergangenheit sehen, wir bewegen uns rückwärts in die unbekannte Zukunft, wie es Paul Klees vom Sturm getriebener *Angelus Novus* der Geschichte tut (der auf Walter Benjamin solchen Zauber ausübte). Der Glaube, daß das in Nordafrika gesprochene Arabische ein Dutzend Begriffe für Arten von Wüstensand enthält oder daß es in Eskimosprachen etwa zwanzig Wörter für »Schnee« gibt, ist eine populäre Täuschung. Entscheidend ist, daß in beiden Fällen der verfügbare Wortschatz einen Reichtum von genauer Unterscheidung, von psychologisch, materiell und so-

zial anerkannter Dichte und Schattierung umfaßt, die in anderen Sprachen fehlen. Namen von Gegenständen, selbst von ganz offensichtlich alltäglichen, liegen »Welten auseinander«. Im Landesinnern wird das Ruder des Odysseus für ein Worfelsieb gehalten, und das heißt, es wird in diesen Gegenstand übersetzt.

Jede Sprache, die je von Männern und Frauen gesprochen worden ist, wobei der Begriff »Sprache« Dialekte, Berufssprachen, Argot-Formen sowie den Diskurs verschiedener sozialer Klassen und Generationen innerhalb derselben *communitas* einschließt, öffnet ihr eigenes Fenster auf das Leben und die Welt. Der Raum hinter dem Fenster ist von der fraglichen Sprache entworfen und zur Verfügung gestellt worden. Was – manchmal bis zum Punkt der Undurchsichtigkeit – von den Fensterscheiben reflektiert wird. Die wahrgenommene, benannte, vermessene Welt wiederum wird in den Raum, in den gegebenen »Sprach-Raum« zurückgespiegelt. Die Dialektik, die sich daraus ergibt, ist durch unaufhörlichen Austausch charakterisiert. Aus dieser Interaktion sind die Geschichte (diachronisch) und die gegenwärtigen Mittel (synchronisch) einer Sprache gemacht. Seltsamerweise gibt es Sprachen, die allerdings den Eindruck erwecken, sie stünden regelmäßig an offenen Fenstern, während andere nach innen oder durch schmale Jalousien zu blicken scheinen. Doch in beiden Fällen sind die Akte von Vision und Revision für die Sprache autonom. Das Licht ist nie das einer anderen.

Wenn man Vorstellungen von einer Katastrophe oder von übernatürlicher Züchtigung verwirft, was kann es dann für eine Erklärung für diese verschwenderische Fülle geben? Aus einer rationalen, utilitaristischen, praktischen Perspektive ist diese Vielfalt verrückt. Der Verlust an kommunikativer Leichtigkeit, der damit verbunden ist, ist drastisch. Die sozialen, ökonomischen und politischen Vorteile gegenseitigen Verstehens, die Strenge von Definition und Übereinstimmung – im naturwissenschaftlichen und philosophischen, aber auch im häuslichen Bereich –, die aus einer einzigen Weltsprache, aus

einer vereinheitlichten Syntax zu gewinnen wären, verstehen sich von selbst. Im Namen des gesunden Menschenverstandes, was kann es für eine Rechtfertigung dafür geben, daß auf diesem kleinen Globus schätzungsweise 20 000 verschiedene Sprachen aus dem Boden geschossen sind? Lassen Sie mich die Konjektur zuspitzen, die ich in *Nach Babel* (deutsch 1981) vorgelegt habe.

Um die phantastische Vielfalt natürlicher Arten zu erklären, die sich häufig auf winzigen Territorien finden (100 000 Insektenarten in einer Ecke von Amazonien), zieht die Darwinsche Theorie den Mechanismus der Anpassung heran. Jede Spezies stellt eine mehr oder weniger genau angepaßte Form dar, die eine spezifische Nische besetzt, so als schrecke die Natur tatsächlich vor einem Vakuum zurück. Von diesem scheinbaren Übermaß und dieser Differenzierung kommt die wimmelnde Energie organischen Seins und organischer Entwicklung. Die sprachliche Analogie liegt nahe. Jede einzelne menschliche Sprache verwirklicht eine bestimmte Möglichkeit aus einem vermutlich unabgeschlossenen Spektrum von Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten sind die Deutungen von Zeit und Welt, von denen ich sprach. Das deutsche Wort »Weltanschauung« ist genau richtig. Eine Sprache füllt eine Nische in der Wabe potentieller Wahrnehmungen und Interpretationen. Sie artikuliert ein Konstrukt von Werten, Bedeutungen, Annahmen, das keine andere Sprache genau wiederholt oder ersetzt. Da unsere Spezies in vielfältigen, unterschiedlichen Sprachen gesprochen hat und spricht, bringt sie den Reichtum von Umwelten hervor und paßt sich ihnen an. Wir sprechen *Welten*.

So war Babel das Gegenteil eines Fluches. Die Gabe der Sprachen ist genau dies; ein Geschenk und ein Segen, die sich gar nicht hoch genug veranschlagen lassen. Die Reichtümer der Erfahrung, die Kreativitäten von Denken und Fühlen, die durchdringenden und delikatsten Singularitäten des Konzipierens, die durch den polyglotten Zustand ermöglicht werden, sind das überragende Anpassungsmittel und der Vorteil des

menschlichen Geistes. Jedes Wörterbuch und jede Grammatik, und seien sie auch ungeschrieben, verkörpern die Mittel evolutionärer Entdeckung im Denken, im Recht, in den Erzählungen, welche die Zeit gestalten. Über die wimmelnden Meere vorgefundener Totalität wirft eine Sprache ihr eigenes besonderes Netz. Mit diesem Netz zieht sie Reichtümer, Tiefen der Einsicht und Lebensformen an sich, die sonst unerkannt bleiben würden. (Es gibt Übereinstimmungen der Einschränkung, wenn auch grauenhaft unterschiedlich, was deren Grad angeht, zwischen dem Einsprachigen und dem Stummen.) Was auch seine Nachteile im Hinblick auf leichte Kommunikation, auf das »Internet« des praktischen Profits sein mögen, der verschwenderische Reichtum von Sprachen nach Babel ist ein »Darwinsches Transzendentes«. Er ist ein Grund zum Jubeln. Ich habe das mit nahezu körperlicher Intensität schon als Kind empfunden.

Die Varietäten von religiösen Glaubensvorstellungen und Erfahrungen, die Aladdins-Höhle von Kosmogonien und das, was Wallace Stevens als die »höchsten Fiktionen« unserer Philosophien und Metaphysiken bezeichnet hat, hängen unmittelbar mit sprachlichen Unterschiedlichkeiten zusammen. Sie sind aus Sprache(n) gebaut. Unsere Literaturen sind Kinder von Babel. Die letztliche Unübersetzbarkeit eines poetischen oder philosophischen Textes (ich komme auf diesen Punkt noch zurück) verkündet den *genius loci*, den jede einzelne Sprache verinnerlicht hat. Das kaum erkundete Wechselspiel zwischen Eros und Diskurs veranschaulicht dramatisch das Privileg des Polyglotten.

Intuitiv ahnen wir die Tiefen, in denen das Äußern von Wünschen und Vorstellungen gegenüber Sexualpartnern mit der Physiologie, mit der Qualität, dem Rhythmus und der Aura des Verkehrs zusammenwirkt. Doch wir wissen nahezu nichts von der tatsächlichen psychosomatischen Schnittstelle, an der Sprache und Sex in verbundenen Vollzug eintreten. Gibt es Verknüpfungen zwischen Sprachzentren und Synapsen in der Hirnrinde und dem parasymphathischen Nervensy-

stem? Was wir wissen, ist dies: die (masturbatorischen) Autosuggestionen, die bildlichen Ausdrücke, die verletzten Tabus und der im Argot angesiedelte Karneval der Sex-Sprache, sowohl im Selbstgespräch als auch im Dialog, sind entscheidende Komponenten des Sexualaktes selbst. Zu uns selbst und zu anderen sprechen wir Sex, vor dem Verkehr oder dem Orgasmus und häufig währenddessen und danach. Das französische *jactance*, das pulsierende Ausströmen, bezieht sich sowohl auf Beredsamkeit als auch auf das Erotische.

Die sexuelle Rhetorik ist von Sprache zu Sprache radikal verschieden. Jede Sprache, jede historische Periode und jeder soziale Kontext innerhalb dieser Sprache zieht beispielsweise die Linie des verbal »Verbotenen«, des Unsagbaren oder sprachlich Unterirdischen, auf verschiedenen Ebenen der lexikalischen Skala. Was in der einen Sprache leicht obszön ist, ist in einer anderen Tabu und Sprache der finstersten Nacht (man vergleiche die Geschichte von *con/cunt* im Französischen und im Englischen). Keine zwei Sprachen erstellen identische Kartographien des menschlichen Körpers und seiner auserwählten Privatheiten. Die Rhythmen, die Accelerandos oder Adagios der Gestik, welche die verwickelte Choreographie menschlicher Personen im Prozeß sexueller Beziehungen organisieren, werden von Worten akzentuiert. Der Stimulus sprachlich geäußelter Intimitäten ist sprachspezifisch. Er variiert von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft, von Bildungsniveau zu Bildungsniveau. Er reicht vom abgepackten Klischee und der Derbheit des Aussprechens obszöner Wörter im angelsächsischen populistischen Ambiente bis hin zu so hochgestochenen Erfindungen wie Prousts *faire catleya*. Im amerikanischen Englisch etwa ist Lieben für die Sprachbegabten ein auf komplexe Weise anderes Geschehen, als es dies im Deutschen, im Italienischen oder im Russischen ist (*Lolita* deutet magisch auf diese unterschiedlichen Reiche). Der Eros des Vielsprachigen, selbst der eines Einsprachigen, der über verbale Mittel verfügt und zu hören fähig ist, unterscheidet sich von dem des sprachlich Unterprivilegierten oder des

Menschen, der über kein Gehör verfügt. Am einen Ende finden wir die stotternde Wut, die sexuelle Erstickung, die in Büchners *Woyzeck* auf so paradoxe Weise zum Ausdruck kommt; an dem anderen steht ein regelrechter Donjuanismus von Zungen – jenes unentrinnbar sprachlich-erotische Instrument –, welcher Babel verherrlicht. Wie monoton muß das Lieben im Paradies gewesen sein.

Bringt es Nachteile, wenn man ein Reisender zwischen Sprachen ist, ein doppelter, dreifacher oder gar vierfacher Agent über Identitätsgrenzen hinweg? Es wird manchmal behauptet, daß nur der Einsprachige oder dasjenige Individuum, welches kompromißlos in seiner einen Muttersprache verwurzelt ist, zu deren vollständiger Skala und Tiefe Zugang hat. Der Polyglotte, wie sensibel für Nuancen und Spezifität er auch sein mag, wird nie jenes schlafwandlerische Heimatgefühl in einer einzigen Sprache besitzen, welches nicht nur den Autor (den Dichter zuallererst), sondern auch den rezeptiven Leser und Kritiker eines literarischen Textes charakterisiert. Eine letzte Gemeinschaft in den Grundstrukturen und der »Quiddität« der Sprache wird ihm unzugänglich bleiben.

Diese Überzeugung wurde mir mit öliger Gehässigkeit von Elementen in der Englisch-Fakultät der Universität Cambridge in den sechziger Jahren zugeflüstert. In rassistischen, nationalistischen und tribalen Ideologien und »Säuberungs«-Programmen ist sie seit dem 19. Jahrhundert ein heiseres Schibboleth. Nur der Muttersprachler kann in mystischen Tiefen *Blut und Boden, terre et les morts* der Rasse oder des Nationalstaates verkünden. In ihrem modernen Gewand geht diese Behauptung auf Herder und den romantischen Nationalismus, der von der Französischen Revolution und der Napoleonischen Saga entfesselt wurde, zurück. Gemeinschaftliche und persönliche Kohärenz, die Identität und Historizität der Kultur sind unveräußerlich an den Genius der Sprache gebunden, so wie er aus der schattigen Quelle des ethnischen Stromes emporsteigt. Kein Außenseiter, kein Kurier oder Träger von Kontrabande zwischen Sprachen, selbst dort, wo ein der-

artiges Transportieren seit frühester Kindheit und in derselben Psyche stattfindet, kann völlig dazugehören.

Es mag in diesem Diktat ein Körnchen Wahrheit liegen. Man kann immerhin die Ansicht vertreten, daß gewisse Kategorien von Poesie oder Prosa ihre Unmittelbarkeit, ihren scheinbar unterbewußten Einsatz von tief begrabenen Etymologien und Konnotationen aus totalem, interferenzfreiem Eintauchen in das angestammte Idiom beziehen. In den Versen Thomas Hardys beispielsweise oder in den Romanen Faulkners scheint etwas von der Stärke und dem lapidaren Gewicht der Sprache die heilsame Abwesenheit jeder »Kontamination« von außen zu verkünden. Sie ist von ihrer »Erde, irdisch«.

Die wirkliche Geschichte der abendländischen Literatur (sowie der Philosophie und der Naturwissenschaften) weist jedoch in die andere Richtung. Sprachlicher Chauvinismus und das Streben nach amtlich-pädagogischer Reinigung, wie sie von französischen Regierungen und Akademiemitgliedern in so absurder Weise verfolgt werden, sind neuere, postromantische Reflexe. Wie ich sagte, ist das intellektuelle Europa im Hinblick auf das Lateinische bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zweisprachig. Milton ist im Italienischen vorzüglich zu Hause; sein 1645 erschienener Gedichtband, vielleicht der vollendetste in der englischen Literatur, ist mehrsprachig. Hellsichtig im Hinblick auf die zunehmenden Bedrohungen durch den Nationalismus erklärt Goethe kategorisch, wer fremde Sprachen nicht kenne, wisse nichts von seiner eigenen.

Heutzutage sind, und das auf faszinierende Weise, gewisse Strömungen in der Literatur wiederum polyglott, genau wie sie es im gesamten europäischen Mittelalter und in der Renaissance waren. Joseph Conrad und Oscar Wilde, zweisprachig in ihrer Kreativität, randständig und unstet in ihrer Existenz, tragen zu dieser Wendung bei. Borges, Nabokov und Beckett, um nur die Übertreffenden zu nennen, bewegen sich mit äußerster Virtuosität zwischen Sprachen. In Becketts *œuvre* können wir oft nicht sicher sein, welches die Sprache des

»Urtextes« war, von der seiner mentalen Genese ganz zu schweigen. In der neueren anglo-amerikanischen kritischen Prosa oder Reaktion auf Dichtung gibt es nicht viel Selbstbewußteres als die Arbeiten von Joseph Brodsky. Der Gedanke, daß diese Männer irgendwie benachteiligt, daß sie in den von ihnen gewählten Sprachen oder durch sie entfremdet sind, ist offensichtlich albern.

Auf einer eindeutig untergeordneten Ebene verdanke ich dem Geflecht dreier Anfangssprachen, ihrem Pulsieren und Flackern in mir, überhaupt die Voraussetzungen meines Lebens und meiner Arbeit. Andere haben darüber zu urteilen, ob Interferenzeffekte zwischen diesen dreifachen Identitäten und dem, was ich aus anderen Sprachen hinzugefügt habe (eine lange Liebesgeschichte und eine Komödie der Irrungen im Italienischen und mit dieser Sprache), meine Schriften disqualifiziert haben und, wenn ja, auf welche Weise. Oder ob das, wie ich glaube, der Sinn ihres Sinns ist. Die Belohnungen sind emphatisch gewesen. Es gibt eine beständige Freude, einen Hauch von Wunder, wenn ich auf englisch, auf französisch, auf deutsch schreibe; wenn ich in diesen drei Sprachen lehre; wenn ich, im französischen Falle definitiv, als jemand gelte, der in jeder von ihnen zu Hause ist. Und kann es für einen Schriftsteller, für einen »Denker« – jene französische und deutsche Kategorie, die anglo-amerikanischen Ohren so weh tut – eine bessere Stunde geben als die, die er mit seinen Übersetzern verbringt, welche aus der Sprache, in der ein Essay oder ein Buch abgefaßt wurde, in eine andere verschieben, die auch die seine ist? Die Übersetzung, jene Ernte aus Babel, ist in der Tat von entscheidender Bedeutung.

Sie hat mich in meinem gesamten Arbeitsleben beschäftigt. Jeder Akt und jede Bewegung von Sinn (der semiotische Bereich) beinhaltet Übersetzung. Die Form kann mündlich oder schriftlich oder symbolisch sein; es kann sich dabei um ein Semaphor-Signal handeln oder um eine metaphysische Abhandlung. Der Empfänger »übersetzt«, er muß übersetzen, was er hört, liest oder wahrnimmt. Vorwiegend tut er dies in seiner

eigenen Sprache. Die Übersetzung geschieht zuallererst innersprachlich. Sie dient dazu, Botschaften zwischen Sprechern und Schreibern innerhalb derselben Sprachgemeinschaft zu entziffern. Gewöhnlich findet eine solche wechselseitige Entzifferung ohne bewußte Aufmerksamkeit statt, auch wenn der tatsächliche Prozeß außerordentlich kompliziert – und immer erstaunlich – ist. Oft jedoch sollte er zu bewußter Aufmerksamkeit Anlaß geben. Kinder und Erwachsene übersetzen jeder die Sprache des anderen, und gleiches tun aufeinanderfolgende Generationen. Die Sprache befindet sich in beständiger Bewegung und Verwandlung. Regionen und selbst benachbarte Dörfer haben ihre eigenen Dialekte und Aussprachen (die Lagune von Venedig ist Babel). Ebenso verhält es sich mit sozialen Klassen. Diese Verschiedenheiten erzeugen unterschiedliche Identitäten und Absichts-Codes. Das Zusammenreffen von Akzent und Akzent, von Flexion und Flexion erfordert Interpretationen (Übersetzungen) politisch-ideologischer Werte, kontrastierender historischer Erinnerungen und Anspielungen, von Hoffnungen (Futurformen), die sich subtil oder radikal voneinander unterscheiden. Sprachlicher Austausch zwischen Männern und Frauen ist nur zu häufig ein Vertrag über Mißverstehen.

Dieser ständige Strom von Übersetzen ist überdies vielleicht nie dazu bestimmt, eine abschließende Dekodierung darzustellen. Jedes einzelne menschliche Wesen spricht einen »Idiolekt«, das heißt eine Sprache, eine »Redeweise«, die in einem Teil ihrer lexikalischen, grammatischen und semantischen Aspekte ihm eigen bleibt. Im Laufe der Zeit und mit dem Zuwachs individueller Erfahrung nehmen diese Aspekte Assoziationen, Konnotationen und Anlagerungen von intimer Erinnerung auf, Privatheiten der Bezugnahme, die allein dem Sprecher oder Schreiber gehören. Für jeden von uns gibt es entweder in unser Bewußtsein eingebettete oder gewissermaßen in das Unterbewußte abzweigende Tonbündel, eigentümliche Wörter oder Phrasen, deren Sinnmuster, deren spezifische Ladung zutiefst die unsere ist. Diese Elemente las-

sen sich selbst in den sorgfältigsten Verfahren gemeinschaftlicher Kommunikation nur zum Teil übersetzen. Aller Austausch bleibt unvollständig. Kaum erforscht ist das verwickelte Spiel des Selbstgesprächs. Wir beherbergen in uns verschiedene Stimmen. Diese können verschiedene Sprachspiele inszenieren. In dem schrillen Geplapper oder dem Schweigen der Schizophrenie brechen die minimalen Bedingungen des inneren Verkehrs zusammen. Aber in was?

Zwischensprachliche Übersetzung, das Unternehmen nach Babel, bildet lediglich auf einer Ebene erhöhter Sichtbarkeit und Zielstrebigkeit das Modell der Übertragung nach, die innerhalb jeder einzelnen Sprache stattfindet. Ihre Erfordernisse und Unmöglichkeiten – auf dem totalen, idealen Niveau – sind genau diejenigen, welche wir weniger bewußt, weniger heftig erfahren, wenn wir versuchen, in unserem alltäglichen, muttersprachlichen Diskurs Sinn zu erkennen und auszutauschen. Das schematische Projekt – Aussendung der Botschaft, Aufnahme via Ohr und Auge, interpretierende Entzifferung, Reaktion – ist inner- und zwischensprachlich dasselbe. Quelle und Ziel stehen in derselben theoretischen Beziehung zueinander. Die Räume für potentiell Mißverstehen zwischen ihnen sind formal gesehen identisch. So sind alle Menschen, die in die Erzeugung und Rezeption von Sinn verwickelt sind, Übersetzer, *auch wenn sie strikt einsprachig sind*. In nahezu paradoxer Weise dramatisiert die Fülle von gegenseitig unverständlichen Sprachen nach Babel nur die beständigen Differenzierungen und Mißdeutungen innerhalb jeder einzelnen Sprache.

Die auftretenden Hindernisse sowie der theoretische und praktische Raum für Fehler sind derart, daß jedes gegenseitige Verstehen, jede Übersetzung, wie grob oder ruppig sie auch sein mag, zu so etwas wie einem Wunder wird. Wie ist es überhaupt möglich, über die Zeit, über den Raum, über die mehr oder weniger gähnende Kluft zwischen Wortschätzen, Grammatiken und Netzen diachronischer und synchronischer Systeme von Sinn, welche Sprachen, Gemeinschaften und Zivili-

sationen voneinander trennen, Sinn, welches selbst der problematischste aller philosophischen Begriffe ist, zu vermitteln und zu entziffern? Wie I. A. Richards gerne sagte, ist ein Akt der Übersetzung aus dem klassischen Chinesischen in das moderne Englisch möglicherweise der komplexeste Prozeß, den wir auf diesem Planeten kennen. Keine Übersetzung oberhalb der Ebene monosyllabischer oder technischer Tautologie ist je vollkommen. Ebenso wenig ist ein Verstehen zwischen Sprechern derselben Sprache perfekt. Dennoch sind die Barrieren für zwischensprachliche Übersetzung so drastisch oder können so drastisch erscheinen, daß sie die Mühe sinnlos machen. Es gibt Dichter und Romanciers und Metaphysiker, die mit mehr oder weniger aufrichtiger Entschiedenheit die Übersetzung verdammt haben (ich würde hier Nabokov nennen). In einer Reihe von religiösen Kulturen ist die Übertragung sakraler und ritueller Texte in eine andere Sprache verboten. Die Übersetzung verfälscht nicht nur: sie raubt dem Original seine numinose, geheime Kraft. Warum sollte man in den beherrschenden Fällen nicht die Anstrengung unternehmen, sich die Sprache anzueignen, deren »Welt-Texte« man aus erster Hand zu lesen beabsichtigt? Das Griechische des Neuen Testaments ist fast für Anfänger geeignet; Vergils Latein kann man beherrschen (Jahrhunderte von Schulunterricht bezeugen dies); es gibt Leute, die Dante, Lady Murasaki oder Puschkina im Original lesen, auch wenn ihre eigene Sprache weder Italienisch noch Japanisch oder Russisch ist. Das sind beschämende, unbestreitbare Aufforderungen. Sie machen mich oft demütig.

In Wirklichkeit sind natürlich unsere Kulturen, unsere Historie, die Bildungsminima, die unsere sozio-ideologischen Strukturen zusammenhalten, von der Übersetzung abhängig. Sei es die der Bibel oder die des Römischen Rechts; sei es rings um den Erdball die Übersetzung Shakespeares. Bis zu dem ganz kürzlich erfolgten planetarischen Aufschwung des anglo-amerikanischen Englisch hingen die Instrumente von Wissenschaft und Technik, von Medizin und Finanzwesen, von

Politik und Handel von einer regelrechten Übersetzungsindustrie ab. Parallele Texte, »Steine von Rosette«, Interlinearversionen, Übersetzungen, die über eine weite Skala von Möglichkeiten reichen, von der Wort-für-Wort-Wiedergabe für Anfänger und dem Gesprächsbuch für Reisende bis hin zu Sternstunden poetischer Neuschöpfung, haben den Blutkreislauf der Geschichte in Bewegung gehalten. Ohne Übersetzung würden wir Bezirke bewohnen, die an Schweigen grenzen.

Wie und wo beherbergt das menschliche Gehirn Sprache(n)? Wie unterscheidet die Hirnrinde dessen, der von Geburt an oder durch späteren Erwerb mehrsprachig ist, verschiedene Sprachen und hält sie auseinander? (Überlappungen, Interferenzeffekte und Verwirrungen machen uns allerdings deutlich, daß diese Unterscheidung nicht wasserdicht ist, daß sie infolge von Streß oder mit höherem Alter ins Wanken geraten kann.) Sind verschiedene Sprachen im Gehirn und im Nervensystem an unterschiedlichen räumlichen Punkten (Synapsen, Transformatoren) verinnerlicht? Gibt es psychologisch oder physiologisch irgendeine Grenze für die Zahl verschiedener Sprachen, die sich ein Mensch aneignen kann (es gibt Sprachensammler, so wie es Virtuosen im Kopfrechnen und Gedächtniskünstler gibt)? Wie wird in den Aufbewahrungs- und Zugriffsmechanismen des Hirnrindennetzes für eine neue Sprache »Platz geschaffen«? All das sind Vorfragen zu jener Frage, welche die Dynamik der Übersetzung, des tatsächlichen Übergangs von der einen Sprache in eine andere, betrifft – eine Fähigkeit, die in der sogenannten »Simultanübersetzung« praktisch ohne Verzug wirksam ist.

Es gibt Psycholinguisten und Neurochemiker, welche glauben, daß es materielle Antworten auf diese Fragen geben wird. Sie vertreten die Auffassung, daß die Verinnerlichung und Aussendung von Sprachsignalen eines Tages als eine neurochemische, eine elektro-molekulare Sequenz erwiesen werden wird, so wie Wahrnehmung und Erinnerung es in ihrem Modell sind. Die Übersetzung wäre dann eine Unterklasse der allgemeinen Neurophysiologie von Bedeutungs- und Muster-

erkennung. Ich bin für die Beurteilung dieser Prognose nicht kompetent. Die Intuition überzeugt mich fast davon, daß sie enttäuscht werden wird. Die wesentliche Schwierigkeit liegt in jeder Art von Definition und positivistischem Konstrukt des Bewußtseins selbst. Wenn in der Tiefe Bewußtsein analytisch auf Bewußtsein gerichtet wird, sind die Zirkularitäten unheilbar. Einstweilen mahnen maschinelle Übersetzung und die elektronische Simulation dessen, was man für die vom Gehirn verwendeten Methoden sprachlicher Übertragung hält, zu Skepsis. Mechanische Übersetzung ist im wesentlichen ein Makro-Glossar, ein beschleunigtes »Nachschlagen« von möglicherweise äquivalenten oder einander entsprechenden Termini in einem vorbereiteten Lexikon. Sie funktioniert, wenn überhaupt, in hochspezialisierten, abgegrenzten Bereichen: etwa bei der mechanischen Wiedergabe eines Dokuments aus der Erdöltechnik oder aus einem präzise abgesteckten Sprachfeld in Handel oder Finanzwesen. Es gibt bisher keinen verlässlichen Beweis dafür, daß eine maschinelle Übersetzung, wie ausgeklügelt ihre Software auch sein mag, auch nur auf einem rudimentären Niveau ein Korpus in natürlicher Sprache wiedergeben kann, von Sprache mit irgendwelchen philosophischen oder literarischen Ansprüchen ganz zu schweigen. In diesen Kategorien ist die Rede schon auf der Skala des einzelnen Wortes oder der einzelnen Wendung in Form und Substanz inkommensurabel. Für die Prozesse von Verschiebung und Transformation von Sinn, für die konzentrischen Sphären impliziter historischer, lokaler Andeutung und Konnotation, für Innovation (der Neologismus, die Ausweitung oder Einengung, die in dem bekannten Wort oder der bekannten Wendung immer latent angelegt ist) gibt es keine a priori bestehenden, formalisierbaren Grenzen. Sprache ist Quecksilber; sie läßt sich nicht in elektronischen Kästen stillstellen. Wir wissen einfach nicht, wie das Gehirn oder das menschliche Bewußtsein artikulierten Sinn hervorbringen, und auch nicht, wie sie in der Übersetzung von einem Sinn-Code zu einem anderen übergehen. Bestenfalls können wir auf dem Wege über

die Erforschung von Hirnverletzungen und Sprachpathologien etwas von der beeindruckenden Zerbrechlichkeit und Komplexität des Verfahrens herausfinden.

Dies ist der Grund, weshalb ich glaube, daß »Übersetzungstheorien« eine arrogante Fehlbenennung darstellen. Der Begriff der »Theorie«, der ja, wie er das tun muß, den von entscheidenden Experimenten und Falsifizierungen nach sich zieht, ist, wie ich sagte, wenn er von den Geisteswissenschaften herangezogen wird, weitgehend unecht. Sein Prestige in dem gegenwärtigen Klima humanistisch-akademischer Studien rührt von einem beinahe bemitleidenswerten Bemühen her, das Glück und den öffentlichen Status der reinen und angewandten Naturwissenschaften nachzuäffen. Die Diagramme und die Pfeile, mit denen »Theoretiker« der Übersetzung ihre Vorschläge verzieren, sind gekünstelt. Sie können nichts beweisen. Was wir untersuchen müssen, sind entmutigend seltene und sporadische Berichte, die uns Übersetzer aus ihrer Werkstatt hinterlassen haben. Von der römischen Antike bis in die Gegenwart hat ein halbes Dutzend von Denkern, die sich mit Sprache und Übersetzung beschäftigt haben, fruchtbare Hinweise gegeben. Sie sind aus handgreiflichen Gründen kaum zahlreicher als die, welche uns etwas Grundlegendes über die Bedeutungen von Musik zu lehren gehabt haben. Darüber hinaus gibt es die Masse der Übersetzungen *per se*, von denen etwa 90 Prozent mangelhaft oder gleichgültig routinemäßig sind, unter denen es aber auch Wunder von Unwahrscheinlichkeit gibt. Zugänge zu diesem Material und zu den Fragen, die es aufwirft, sind im wesentlichen intuitiv und deskriptiv. Sie sind Erzählungen von Geduld. Die Kategorie ist, um eine Wendung von Wittgenstein zu entlehnen, die einer »exakten Kunst«. Die Philosophie und die Poetik dieser Kunst habe ich in *Nach Babel* darzustellen versucht. Dieses Buch versuchte, weitgehend unbegangenes Terrain zu bearbeiten. Man hat es seither dadurch geehrt, daß man es plünderte und ausbeutete (gewöhnlich ohne Danksagung).

Die »Bewegung des Geistes« (Dantes Wendung), die in der Übersetzung stattfindet, ist vierfach. Wenn wir uns dem Text gegenübersehen, nehmen wir an, daß er Sinn hat, wie ungreifbar oder hermetisch dieser auch sein mag. Normalerweise machen wir diese Annahme, ohne darüber nachzudenken. Wir postulieren einfach, daß der zu übersetzende Text kein Unsinn ist, daß er kein beliebiges Geschnatter ist oder ein nur zu einmaliger Verwendung hergestelltes, nicht zu knackendes Kryptogramm. Axiomatisch gehen wir so vor, als gebe es Sinn zu erfassen und zu übertragen. Tatsächlich ist diese Annahme kühn und mit erkenntnistheoretischen Konsequenzen geladen. Sie beruht auf der Annahme, daß semantische Marker Inhalt haben, daß die Sprache und die Welt, von der sie berichtet und auf die sie sich bezieht, in Entsprechung sinnvoll (ohne »schwarze Löcher«) sind. Eine derartige Annahme verläuft exakt parallel zu der von Descartes: Der menschliche Verstand kann nur funktionieren, wenn kein böser Dämon die Wirklichkeit verwirrt hat, um auf diese Weise unsere Sinne zu täuschen oder die Regeln des Schließens und der Kausalität mitten in der Organisation, im »Spiel« von Wahrnehmung und Verstehen zu verändern. Einer derartigen praktischen Annahme oder einem »Sprung der Vernunft« hinsichtlich der Bedeutsamkeit von Wörtern und Zeichen liegen psychologische, philosophische und letztlich theologische Intuitionen oder Konsequenzen zugrunde (dies ist das Argument, das den Kern meines Buches *Von realer Gegenwart* bildet). Diese Intuitionen garantieren Sprechakte und die Übersetzungen, die aus ihnen hervorgehen. Auf der unmittelbaren Ebene können wir ohne sie nicht vorgehen.

Nach dem axiomatischen Moment ontologischen Vertrauens kommt die Aggression. Der Übersetzer dringt in das Original ein. Er zersetzt es in lexikalische, grammatische Einzelteile. Diese Zergliederung bringt offensichtliche Gefahren mit sich. So viele Übersetzungen töten buchstäblich. Gebieterisch, unvermeidlich durchschneidet der Übersetzer die Bande, die in jedem ernsthaften Text dazu führen, daß »Form« und »In-

halt« sich wechselseitig hervorbringen und exakt miteinander verschmelzen. Nicht nur im offensichtlichen Falle der Lyrik ist eine derartige Auflösung meistens fatal. Paradoxerweise kann es Fatalitäten und Verrat »von oben« geben. Wenn die große Mehrzahl der Übersetzungen hinter den Quellentexten zurückbleibt, gibt es doch auch die, die sie übertreffen, deren autonome Stärke das bescheidenere »Ich« des Originals verdunkelt und an den Rand drängt. Ich bezeichne diesen Verrat als »Transfiguration«. Die hohe Musik von Rilkes Umdichtung verdunkelt nahezu die häusliche Wärme und Privatheit der Sonette von Louise Labé. Ortega y Gasset spricht von der »Traurigkeit der Übersetzung«. Im Prinzip deutet er auf eine Knechtschaft, die in Unzulänglichkeit oder regelrechtem Scheitern endet. Doch es gibt auch eine *tristitia*, die wie beim Eros von allzu gewaltsamer und verwandelnder Inbesitznahme kommt.

Drittens gibt es »Heimkehr«, den Transport des »gefangenen« Sinns zurück in die angestammte Sprache und auf den eigenen Boden. Genau mit Bezug auf die Übersetzung spricht der heilige Hieronymus, ein gewaltiger Praktiker, davon, daß der Sinn zum Gefangenen gemacht und sozusagen in einem römischen Triumphzug nach Hause gebracht wird. Die Wirkungen können auch hier zwiespältig sein. Die Bibelübersetzungen Tyndales und Luthers erschaffen das Englische beziehungsweise das Deutsche neu; durch ihre Versionen gewinnen die beiden Sprachen ihren modernen Genius. So bestimmend ist die importierte Gegenwart (»das besiegte Griechenland wird zum Lehrer Roms«), daß die angestammte Sprache und Sensibilität zutiefst verändert wird, um für ihre Ankunft und Einverleibung Platz zu bieten. Übertragungen Shakespeares haben die Züge, die Mittel der Imagination und der Diktion im Deutschen und im Russischen neu gezeichnet. Auf der persönlichen Ebene kann das Eintauchen in die Übersetzung, die Reise hinaus und wieder zurück, den Übersetzer unbehaust zurücklassen. Er oder sie findet sich weder in seiner oder ihrer eigenen Sprache völlig zu Hause

noch in der (in denen), die er oder sie sich für die Übersetzung angeeignet hat. Walter Benjamins Bild ist das eines Übersetzers, der so von Metamorphose besessen ist – er dachte dabei an Hölderlin –, daß »die Tore einer so erweiterten und durchwalteten Sprache zufallen und den Übersetzer ins Schweigen schließen«. Hervorragende Übersetzer haben von einem Niemandsländchen gesprochen.

Der vierte Zug ist die Crux. Er ist auch derjenige, der sich am schwersten abstrakt oder deskriptiv formulieren läßt. Wenn das Geschäft des Übersetzens mit seinem Eindringen und seiner Vereinnahmung des Originals wirkliche Vollständigkeit erreichen soll, dann muß es kompensieren. Es muß sein Eindringen, seine Raubgier und seinen Ertrag »gutmachen« (eine herausfordernde Wendung). In einer Hinsicht tut es dies, indem es dem Original eine neue Resonanz verleiht, ein längeres Leben, eine breitere Leserschaft, einen substantielleren Platz in Geschichte und Kultur. Die Übersetzung ist der Sauerstoff begrenzter Sprachgemeinschaften und vernachlässigter Traditionen. Doch das Problem ist subtiler. Unvermeidlich ist selbst der beste Übersetzer, wie es das italienische Wortspiel will, ein *traditore*. Es wird so sein, daß er verkürzt, aufgebläht, ausgeschmückt und sich für beschränkende Optionen im Quellentext entschieden hat. Was ein wahrhaft inspirierter (sehr seltener) Akt der Übersetzung als Wiedergutmachung bietet, ist etwas *Neues, das schon da war*. Dies ist keine Mystik. Jeder nachdenkliche Übersetzer wird genau wissen, was ich meine. Insbesondere Lyrik ist so vielfältig in ihren Potentialitäten von Bedeutung und Andeutung über die Zeit hinweg, sie ist so resistent gegen jede totale Anatomie oder Paraphrasierung, daß sie in einem sowohl latenten als auch aktiven (Quanten-)Zustand Energien enthält, die der Übersetzer zutage fördern, freisetzen, in geklärtes Spiel bringen kann. Wenn Valéry Vergil übersetzt, wenn Leyris Hopkins überträgt, wenn Celan Valéry oder Ungaretti wiedergibt, dann bleiben der lateinische, der französische oder der italienische Text in einem greifbaren Sinne reicher, erfüllter zurück als zu-

vor. Sie sind, vielleicht zum ersten Mal, in den Besitz dessen gekommen, was ihnen bereits gehörte. Dies ist für mich die größtmögliche Annäherung daran, dem Begriff »Treue« in der Übersetzung einen verifizierbaren Sinn und eine Überprüfbarkeit zu geben. So ist das vierfache Vorgehen von der Begegnung, von dem Setzen auf Bedeutung bis hin zum abschließenden Akt der Wiederherstellung im Grunde eine Dialektik des Vertrauens, ein Nehmen und Zurückgeben. Wo die Übersetzung gänzlich gelungen ist – große Übersetzungen sind viel seltener als große Literatur –, ist sie nichts Geringeres als ein gefühlter Diskurs zwischen zwei Menschen, Ethik in Aktion. Auch dies gehört zur Ernte von Babel.

Ethnolinguisten setzen die Zahl der selbständigen Sprachen, die je auf diesem Planeten gesprochen worden sind, mit 15 000 bis 20 000 an. Mehr als zwei Drittel von ihnen sind bereits ausgestorben. Während ich dies schreibe, verschwinden Sprachen von Minderheitenkulturen und in der unterentwickelten Welt in immer rascherem Tempo. Für viele von ihnen ist das einzige Nachleben eines auf – selbst sehr fragilen – Tonbandaufnahmen des letzten Muttersprachlers in einem anthropologischen Archiv. Die ökonomisch-technische Macht des Anglo-Amerikanischen ist als Dampfwalze über den Globus gerollt. Gegenwärtig ist es schwierig, irgendeine effektive Antwort auf diese säubernde Souveränität zu erkennen. Das Spanische ist auf dem Vormarsch, und das Chinesische macht einen unerschütterlichen Eindruck. Doch selbst in Lateinamerika und in China ist das Anglo-Amerikanische die unentbehrliche Zweitsprache und das Medium von Naturwissenschaft und Handel. Der Gedanke an eine mehr oder weniger einsprachige Welt ist nicht mehr unvorstellbar.

Wie ich sagte, wäre der Preis, ist der Preis unermesslich. Wiederum ist eine Analogie zu Darwin angemessen, wenn eingeborene Sprachen in der Tat auf eine häusliche, nahezu sentimentale Existenzweise reduziert werden sollten. Sprachen werden ausgelöscht, genau wie dies mit der Flora und Fauna großer Bereiche der Erde geschieht. Eine unnatürliche

Selektion, die Selektion, die durch geopolitische Kraft und ideologische Verheißung erfolgt, eliminiert die zahlenmäßig Unbedeutenden und die pragmatisch Schwachen. Doch wie wir sahen, gibt es nicht so etwas wie eine »unbedeutende« Sprache. Es gibt nicht so etwas wie eine »primitive« Syntax. Wie wir wissen, erzeugt und artikuliert jede Sprache eine Weltsicht, eine Erzählung von menschlichem Schicksal, ein Konstrukt von Zukünftigkeiten, für die es kein Faksimile in irgendeiner anderen Sprache gibt. Das Sere wird (wurde) von einer Handvoll Bauern mitten in einer Gruppe von Ubangi-Sprachen gesprochen. Zur Nigeria-Kamerun-Sprachgruppe gehören etwa 66 verschiedene Sprachen, darunter das Mom (auch Bamum genannt), welches über ein eigenes Schriftsystem verfügt. Das Kamsa wurde bis vor kurzem von den letzten Überlebenden des Moko-Volkes in einem einzigen einsamen Dorf in Ostkolumbien gesprochen. Wer mag sagen, welche Odysseen, welche Schöpfungsmythen, welche grammatischen Verwicklungen, von denen Landschaften des Leids oder der Utopie erkundet oder heraufbeschworen wurden, diesen unterschiedlichen Sprachwelten inhärenten, in ihnen potentiell gegenwärtig waren? Was für einzigartige Offenbarungen bezüglich sozialer Wahrnehmung verbinden sich damit, daß in der Grammatik einiger Buschmann-Sprachen das fehlt, was wir als Akkusativ (*le genre objectif*) bezeichnen würden? Es ist schon zu spät, als daß wir uns darüber Gewißheit verschaffen könnten.

Der Tod einer Sprache, und werde er von der kleinsten Handvoll auf einer Parzelle verfluchten Bodens geflüstert, ist der Tod einer Welt. Die Zahl der verschiedenen Arten, in denen wir »Hoffnung« sagen können, wird mit jedem Tag geringer. In ihrem kleinen Rahmen ist meine polyglotte Situation mein höchstes Glück gewesen. Babel sei Dank.